

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von F. A. Hauff.

Dann gingen sie in den zweiten Stock hinauf, in die Zimmer, welche Desrolles für immer verlassen hatte.

Die Einrichtung war schön, aber die Zimmer sahen leidlich sauber aus.

Eduard legte seine Reisetasche nieder und erklärte sich für befriedigt. Die Uebereinkunft war bald abgeschlossen.

„Ich werde jetzt speisen gehen,“ sagte Eduard, „und dann werde ich ein Theater besuchen; Sie können mir wohl einen Hauschlüssel geben?“

„Sie können denselben Schlüssel haben, welchen Mister Desrolles hatte,“ erklärte Frau Witt mit Grazie, als ob sie damit ein besonderes Vorrecht bewillige.

„Das ist mir gleichgültig, wessen Schlüssel es ist, wenn er mir die Thüre öffnet,“ erwiderte der Poet. Dann steckte er den Schlüssel in die Tasche und ging nach einem französischen Gasthaus und darauf in ein Theater. Er war mit besonderen Absichten nach London gekommen, wollte sich zugleich aber auch so viel Vergnügen als möglich verschaffen.

Eduard wünschte sehr, Gerards Bekanntschaft zu machen. Dieser mußte den Mann der Tänzerin gekannt haben und also imstande sein, Jacques Chicot in dem jetzigen Gutsherrn von Hazlehurst wiederzuerkennen. Diese Bekanntschaft erschien Eduard sehr werthvoll, und er beschloß daher, seine Zeit zu verlieren.

Am Morgen nach seiner Ankunft besuchte er Gerard schon um halb neun Uhr und fand ihn beim Kaffee. Sofort bemerkte er die Sorgfalt in der Kleidung des Arztes, obgleich sein Rock schon sehr abgetragen war. Dies war augenscheinlich ein Mann, dem der Kampf des Lebens schwer fiel, und mit dem daher leicht zu verhandeln war.

Der junge Arzt erhob sich, um seinen Gast mit einem einladenden Lächeln zu empfangen.

„Frau Witt sagte mir, daß Sie mich zu sprechen wünschen.“

„Ja, Mister Gerard, ich wünsche sehr, daß Sie mir eine halbe Stunde schenken.“

„Ich kann Ihnen gerade eine halbe Stunde bewilligen, ehe ich an mein Tagewerk gehe,“ erwiderte Gerard mit geschäftiger Miene und einem Blick auf die kleine Wanduhr.

„Das ist ein Mensch, der im Leben Erfolg haben wird,“ sagte sich Eduard, „aber man kann eine so hartnäckige Ausdauer von einem Mann von poetischem Temperament, wie ich, nicht erwarten.“

„Wünschen Sie meinen Rath als Arzt?“ fragte Gerard.

„Nein, was ich zu sagen habe, bezieht sich auf eine sehr ernste Angelegenheit. Sie kannten die Familie Chicot?“

„Jetzt war Gerard's Interesse erregt. Er sah den Sprecher gespannt an.“

„Ja, kannten Sie sie? Ich habe Sie hier niemals gesehen, als sie krank war. Aber vielleicht haben Sie sie in Paris gekannt?“

„Nein, ich sah Madame Chicot niemals anderswo, als auf der Bühne. Aber ich interessire mich außerordentlich für die Entdeckung ihres Mörders, nicht meinetwegen, sondern zu Gunsten einer Person, die ich hoch schätze. Haben Sie Chicot nach dem Mord wieder gesehen?“

„Nein! Wenn...“ Er hielt plötzlich inne.

„Wenn Sie ihn gesehen hätten, so hätten Sie ihn der Polizei übergeben als den Mörder seiner Frau. Ist es das, was Sie sagen wollten?“

„Ja, etwas Derartiges. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er sie ermordet hat, doch sind Zweifel immerhin noch möglich. Denn wenn er der Mörder war, warum hat er dann Lärm gemacht? Er hätte ruhig davongehen können, und das Verbrechen wäre erst viele Stunden später entdeckt worden.“

„Das war ohne Zweifel eine übertriebene Vorsicht seinerseits, wie solche bei Mördern nicht selten ist. Aber wenn Sie die Sache genau überlegen, so werden Sie einsehen, daß er

genötigt war, Lärm zu machen. Hätte er dies nicht gethan und sich davongemacht, so wäre es offenbar gewesen, daß er allein ihr Mörder war. Indem er aber das Haus verließ, gab er sich wenigstens einen Anschein von Unschuld.“

„Es ist ein merkwürdiges Geheimniß,“ sagte Gerard.

„Ein Geheimniß nur für diejenigen, welche die natürlichste Lösung des Räthsels nicht annehmen wollen. Er war bei dem Mann einer dem Trunte ergebenen Frau.“

„Ja. Die arme Seele! Wenn er es ihr überlassen hätte, sich mit der Branntweinflasche ums Leben zu bringen, so hätte er nicht lange zu warten gehabt.“

„Ein Mann in seiner Lage kann auch einmal außer sich gerathen. Angenommen, ich könnte Ihnen beweisen, daß dieser Chicot der stärksten Versuchung ausgesetzt war, sich auf jede Weise seiner Frau zu entledigen, — angenommen, ich könnte Ihnen mittheilen, daß ihm eine große Erbschaft unter der Bedingung zufiel, daß er eine Andere heirathe, und Ihnen außerdem beweisen, daß er eine widergesetzliche Ehe mit seiner Frau geschlossen hat, um sich diese Erbschaft zu sichern, — woran sie aber so unschuldig ist wie ein Engel, das arme Wesen, — angenommen, ich könnte Ihnen alles dies beweisen, was würden Sie dann von Jacques Chicot sagen?“

„Sicherlich würde ich sagen, daß er der Mörder sei. Ich habe selbst gesehen, daß er seiner Frau überdrüssig war. Beweisen Sie mir nur, daß er genügende Gründe hatte zu dem Verbrechen, und ich werde Ihre Ueberzeugung theilen.“

„Halten Sie diese Anzeichen für stark genug, ihn zu überführen?“

„Darüber habe ich noch Zweifel. Seine Flucht spricht entschieden gegen ihn und ebenso die Thatsache, daß in seiner Farbenkiste ein Dolch lag, der der Wunde der Unglücklichen entspricht. Ich habe diesen Dolch gefunden, und er ist jetzt in den Händen der Polizei. Aber das sind die einzigen Punkte, welche gegen den Mann sprechen, sie sind stark genug, Verdacht zu erregen, aber kaum überzeugend genug, ihn zu hängen.“

„Mag sein, ich habe kein Verlangen, ihn an den Galgen zu bringen, ich wünsche nur die Frau, die ich einst liebte, aus den Banden einer Heirath zu erretten, welche sie elend machen und vielleicht ihren vorzeitigen Tod herbeiführen wird. Was kann das Schicksal eines Menschen sein, wie dieser Chicot, wenn er schuldig ist, wie ich glaube? Entweder werden ihn die Gewissensbisse wahninnig machen, oder er wird immer tiefer sinken von Verbrechen zu Verbrechen. Ich will ihm nur die Maske vom Gesicht reißen und ihn von seiner jetzigen unschuldigen Frau trennen, — dann bin ich zufrieden. Und dazu brauche ich Ihre Hilfe. Chicot ist verschwunden, der Mann, der einst diesen Namen trug, ist jetzt ein hochgeachteter Gutsherr. Können Sie uneigennützig genug sein, ein paar Tage zu opfern und mit mir zu fahren, um mir behilflich zu sein, den früheren Abenteurer in der Person des jetzigen Gutsherrn zu entlarven? Ihre Reise soll Sie keinen Groschen kosten.“

„Wenn ich überhaupt gehe, so gehe ich auf meine Kosten,“ erwiderte Gerard, „aber erst müssen Sie mir einen ausreichenden Grund dafür sagen.“

„Zu diesem Zwecke muß ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen,“ erwiderte Eduard. Dann machte er Mittheilung von dem Testament des alten Treverton und von Laura's Hochzeit, ohne Namen zu nennen.

Die Thatsachen, wie er sie vortrug, stellten Treverton als schlauen, berechnenden Menschen dar, zu jedem Verbrechen bereit, das seine Pläne fördern konnte.

„Diese Sache sieht schwarz aus, das gebe ich gern zu,“ sagte Gerard, als Eduard geendigt hatte, „aber es ist noch ein fraglicher Punkt in der Geschichte. Sie sagen, Chicot habe die junge Dame im Januar vor dem Tode seiner ersten Frau geheiratet, um sich die Erbschaft zu sichern. Nun, — wenn er entschlossen war, sich durch ein Verbrechen seiner rechtmäßigen

Frau zu entledigen, warum hat es dies nicht, ehe er seine Heirath einging, anstatt nachher? Das Verbrechen wäre dasselbe und die Gefahr der Entdeckung nicht größer gewesen."

"Wer kann wissen, wie er sich das Alles dachte. Vielleicht hatte er noch keine Pläne gegen das Leben seiner Frau, als er jene Dame heirathete. Vielleicht hatte er es für möglich gehalten, sein Leben so einzurichten, daß niemals jemand in dem Gutsherrn den früheren Jacques Chicot erkennen würde, vielleicht dachte er, er könne seine Freiheit von Madame Chicot erkaufen, vielleicht hatte er erst dann einen Mord geplant, als er fand, daß ihre Liebe und ihre Eifersucht nicht zu beschwichtigen waren. Kein Mann — sicherlich kein Mann von guter Abstammung erreicht die tiefste Stufe der Verworfenheit auf einmal."

"Gut," seufzte Gerard nach einer Weile, "ich werde mit Ihnen gehen, um mir diesen Mann anzusehen. Ich habe mich einst lebhaft interessiert für das Leben eines armen Geschöpfes, ich habe viel gethan, um sie vor den Folgen ihrer eigenen Thorheit zu retten. Ich werde mit Ihnen gehen, ich möchte das Ende der Geschichte erfahren."

Sie kamen überein, in der ersten Woche des neuen Jahres mit einander nach Hazlehurst zu fahren, Gerard sollte Clara mit seinem Freund begleiten und im Pfarrhause als sein Gast Aufenthalt nehmen.

28. Erkennt.

Eduard und der junge Arzt traten wie verabredet in dem Pfarrhause ein, wo Gerard von dem Pfarrer und seiner Frau als Freund seines Sohnes herzlich begrüßt wurde.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Gerard machte bei Tagesanbruch einen Spaziergang. Der Anblick des Landes war ihm selbst an diesem frostigen Januar Morgen willkommen. Als er wieder zurückkam, fand er Eduard Clara eine Cigarre rauchend.

"Was für ein sonderbarer Mensch Sie sind, in solchem Winterwetter sich umherzutreiben," rief Eduard zum Gruß.

"Ich möchte noch einige Minuten mit Ihnen sprechen, ehe wir zum Frühstück gehen, später findet sich vielleicht nicht mehr Gelegenheit dazu. Wollen Sie mit mir zur Kirche gehen?"

"Ja, ich habe die Absicht. Ich hoffe, Sie glauben nicht, daß ich einen Widerwillen gegen die Kirche habe."

"Das kann man niemals genau wissen. Ich glaube nicht, daß junge Aerzte in London viel die Kirche besuchen."

"Ich begleitete meine Mutter als kleiner Knabe jeden Sonntagmorgen in die Kirche. Das waren meine glücklichsten Tage."

"Ach!" seufzte Eduard, "wenn jemand seine Mutter frühzeitig verloren hat, so denkt er später immer mit sentimentalen Gefühlen daran, aber wenn eine Mutter alt und wunderbar wird, so kann man sie zwar noch immer lieben, aber keine poetischen Gefühle für sie hegen. Ich werde Ihnen nun sagen, warum ich wünsche, daß Sie mit mir zur Kirche gehen. Trevorton wird sicher dort sein und es wäre eine vortreffliche Gelegenheit für Sie, ihn zu beobachten."

"Sehr gut," stimmte Gerard bei, "ist er Jacques Chicot, so werde ich ihn erkennen, wo ich ihn auch sehe."

Bei dem Frühstück war Celia in vortrefflicher Laune. Sie war ihrem Bruder dankbar dafür, daß er das einsörmige Landleben durch einen Besuch belebt hatte, und es gelang ihr, die wenigen hundert Schritte bis zur Kirche an Gerards Seite zurückzulegen. Sie kamen frühzeitig an und langsam füllte sich das Gotteshaus. Bald erschien auch Trevorton mit seiner Frau.

"Der Mann ist merkwürdig verändert," sagte Gerard zu sich selbst, als er ihm gegenüberstand, "aber er ist der Mann, den ich in der Silberstraße kannte und kein anderer."

Ja, es war Jacques Chicot. Das Glück hatte seinem Gesicht

neues Leben und Farbe verliehen, die Augen hatten den Glanz der Jugend wieder erlangt. Es war derselbe Mann, in dessen Gesicht vor anderthalb Jahren Gerard das Geheimniß seiner liebeleeren Ehe gelesen hatte.

Sah er aus wie ein unentdeckter Mörder, wie ein Mann, den sein Gewissen quälte, den ein schweres Geheimniß niederbrückte? Keineswegs. Er hatte die aufrechte Haltung eines Mannes, dessen Gewissen rein und dessen Herz frei von Schuld ist. Mit schmerzlichem Interesse betrachtete Gerard die Frau an seiner Seite. Welch liebliches, vertrauensvolles Gesicht, strahlend in Zufriedenheit und Unschuld. Sollte dieses schuldlose Wesen elend gemacht werden durch die Enthüllung von Trevortons Verbrechen?

Eduard Clara hatte gesagt, ihretwegen wolle er die Klarheit über ihren Mann entdecken, um sie zu retten aus einer unwürdigen Verbindung mit einem Verbrecher. Gerard beobachtete das Paar aufmerksam während des Gottesdienstes, aber er sah nichts als ruhige Zufriedenheit in Trevortons Mienen.

Wäre jene Frau mein gewesen, ich würde um sie trauern trotz ihrer Fehler. Aber war sie mein gewesen, so wäre sie niemals so tief gesunken, es wäre die Aufgabe meines Lebens gewesen, sie zu retten."

So dachte der Mann, welcher jene herzlose Frau leidenschaftlich geliebt und niemals die Leere ihres Geistes und Herzens begriffen hatte.

Einmal fiel Trevortons Blick auf jene strengen grauen Augen, die ihn beobachteten, und an diesem einzigen Blick sah Gerard, daß er erkannt war. "Wie wird er sich benehmen, wenn wir uns gegenüberstehen?" fragte er sich. "Kein Zweifel, er wird sich stellen, als ob er mich nicht kenne."

Bald darauf trafen sie sich, denn als Laura die Kirche verließ, hielt sie an, um mit Frau Clara und Celia zu sprechen. Eduard und sein Freund waren ganz nahe.

"Ist es der Mann?" fragte Eduard flüsternd.

"Ja," erwiderte Gerard.

Sie gingen alle zusammen bis zur Kirchhofspforte, wo sie wieder Halt machten.

Laura wünschte die Bewohner des Pfarrhauses zum Frühstück einzuladen, aber Frau Clara lehnte es ab. "Die Kinder können thun, was sie wollen," sagte sie, "als ob sie jemals etwas Anderes gethan hätten. Selbst in der Wiege hatten sie ihren eigenen Willen gefaßt." Celia blickte nach ihrem Bruder und sah an einem Zucken seiner Augenbrauen, daß er wünschte, sie solle Nein sagen.

"Ich glaube, es ist besser, wir gehen nachhause," sagte sie schüchtern. "Papa wünscht es, daß wir Sonntags zuhause sein." Dann zog sie ihren Bruder heimlich am Ärmel. "Du hast Mister Gerard, deinen Freund, noch nicht vorgestellt," flüsterte sie.

"Ach ja! Mister Gerard, Frau Trevorton, Herr Trevorton!" "Herr Gerard und ich haben uns früher schon gesehen unter Umständen, die mich zu seinem Schuldner machen," sagte Trevorton, die Hand ausstreckend.

Gerard küßte den Hut, schien aber die dargebotene Hand nicht zu fassen. Diese unerwartete Aufrichtigkeit hatte ihn in Erstaunen versetzt. Er hätte alles Andere eher erwartet, als daß Trevorton ihre frühere Bekanntschaft zugestehen würde. Es war ein kühner Streich, wenn der Mann schuldig war, aber die Erfahrung hatte den jungen Mann gelehrt, daß die Schuld gewöhnlich dreist ist.

"Es würde mich freuen, zehn Minuten mit Ihnen zu sprechen, Mister Gerard. Wollen Sie mich begleiten?"

"Wir wollen Sie alle bis zum Landhause begleiten," sagte Celia, "wir brauchen nicht vor zwei Uhr zuhause zu sein. Nicht wahr, Mama?"

"Nein, mein Kind, aber sei pünktlich," erwiderte die Mutter. "Ich werde von Ihnen Abschied nehmen, Laura." (Fortf. folgt.)

Aprilschicken und Aprilscherze.

Die eigenthümliche Gewohnheit, Jemanden am 1. April von einem Orte zum andern mit allerhand nutzlosen Bestellungen zu schicken, ihn auf diese Art zu narren, ihn zum Narren zu machen, findet man fast unter allen europäischen Völkern, selbst unter den Russen, besonders aber in Polen. Die Benennungen für diese Art des Verirens sind sehr verschieden. Wie man im Deutschen einen dezarig Veriren einen Aprilnarren nennt, so hat man im Englischen die Lusdrücke an April fool für ein vergebliches Beglücken, auch a sleeveless errand (eine ärmelloste Verschickung)

und a Tom fool's errand; in Frankreich dagegen un message borgne (eine einäugige Botschaft); im Italienischen far Calandrino, zum Calandrino machen (nach dem Namen eines zu Boccaccios Zeiten bekannten einfältigen Malers). Doch bezeichnen diese Ausdrücke ebensowenig das eigentliche "In den April schicken" wie das altdeutsche "Gauchmär". In Italien wie in Frankreich sagt man vielmehr: "Einem den Aprilfisch schenken", zu essen geben, donner le poisson d'Avril, faire manger du poisson de Avril; Pesco d'Avrile. Dieser Aprilfisch ist die Makrele, die in diesem Monat

frisch gegessen für eine Delikatesse in jenen Ländern gehalten wird. Die Makrelle ist schwer zu fangen, und die Leichtgläubigkeit, mit welcher sie enttäuscht, macht sie zu einem passenden Wibe einer getäuschten Hoffnung. Im Italienischen nennt man einen Dämmling un pesce nuovo (einen neuen Fisch), auch ein Merlotto. Merio und Morluzzo heißt der Stockfisch, welcher Ausdruck im Deutschen beinahe auch auf einen Dummkopf angewendet wird. In Florenz pflegt man am 1. April im Scherz einfältige Leute auf einen Blas Fische laufen zu schicken, wo es gar keine Fische giebt, sondern nur ein schlechtes Gemälde hängt, welches Fische darstellt. Natürlich wird der Genarrte von den Leuten dort ausgelacht. In Modena, Mailand, Turin und andern italienischen Städten sandte man sonst am 1. April auch wohl einen Menschen, den man zum Wachen halten wollte, mit einem Briefe zu jemandem, in welchem sich nur das Bild eines Fisches befand.

Eine der ersten, wohl die erste Spur des „In den April schicken“ in unserer Vaterländischen Geschichte finden wir, wie W. Emil König in den „M. N. Nachr.“ erzählt, in der nachstehenden verbürgten Begebenheit, die, beiläufig bemerkt, unter den Aprilstreichen ziemlich unverweilt dastehen dürfte: Karl IV., Herzog von Lothringen, hatte mit dem Könige des benachbarten, mächtigen Frankreich angebunden und sich insgeheim dessen Feinden zugeeilt. Auch hatte er schon früher dem allmächtigen französischen Premierminister, Cardinal Richelieu, dadurch Ursache zu Mißvergnügen gegeben, daß er dessen erklärten Feind, den Bruder des Königs, Herzog Gaston von Orleans, bei sich aufnahm, welcher dort ohne des Königs Bewilligung die Prinzessin Margaretha von Lothringen heirathete.

Richelieu sann auf Rache und suchte das ganze Land dem Herzog und seiner Familie zu entreißen und Frankreich damit zu vergrößern. Obgleich sich des Herzogs Bruder, der Cardinal Franz von Lothringen, welcher beim französischen Hofe noch in Ansehen stand, zum Vermittler erbot, so rückten die französischen Truppen doch in Lothringen ein und blockirten Lunéville, wo sich Cardinal Franz und Prinzessin Claudia von Lothringen aufhielten. Richelieu beabsichtigte mit dieser Occupation sich der genannten Prinzessin zu bemächtigen, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen und auf diese Weise ein Reich Frankreichs auf die Erwerbung Lothringens zu erlangen. Franz, dem kurz zuvor die Regierung des Landes von seinem Bruder abgetreten worden war, entsagte kurz entschlossen aus eigener Machtvollkommenheit dem geistlichen Stande und heirathete in aller Stille die Prinzessin Claudia selbst. Erst nach der vollzogenen Vermählung erhielt der die französischen Truppen befehligende Marschall de la Ferté Meldung von dem Ereigniß. Der Marschall, überrascht und ergrimmt über den gelungenen Streich, zwang die Neuvermählten, in der besetzten Stadt Nancy ihren Aufenthalt zu nehmen und ließ sie daselbst streng beaufsichtigen, da man noch hoffte, die Ehe wegen des mangelden Dispenses des Papstes annulliren lassen zu können. Um diesem zuvorzukommen, suchten Herzog Franz und seine Gemahlin zu entfliehen, und zur Ausführung der Flucht wählten sie den ersten April. Geheiliglich ließen sie selbst in Nancy das Gerücht verbreiten, daß sie gerade an diesem Tage zu flüchten beabsichtigten. Die Franzosen jedoch, welche kurz zuvor etwas von „In den April schicken“ vernommen hatten, fürchteten einen Aprilscherz, mit welchem man sie aufziehen wollte, um sie nachher desto besser verlachen zu können. Der Herzog und die Herzogin gingen aber mit Anbruch des ersten April, als Bauern verkleidet, ruhig zum Thor hinaus. Dort kam des Wegs eine Bäuerin, welche das verkleidete fürstliche Ehepaar erkannte und das Begegniß einem Soldaten ihrer Bekanntschaft anzeigte; allein die Ueberzeugung, daß eine solche Nachricht sie nur necken solle, war so groß bei den Franzosen, daß der nachhabende Offizier dem Soldaten, welcher ihm die Meldung überbrachte, lachend antwortete: die Bäuerin habe ihn nur in

den April schicken wollen. Erst nach Verlauf von zwei Stunden erkrankte jener Offizier der Wache dem Kommandanten Bericht von dem, was die Bäuerin erzählt hatte. Der Kommandant, von Natur argwöhnisch und furchtsam, nahm die Sache jedoch keineswegs sorglos auf; er sandte vielmehr dem das herzogliche Ehepaar überwachenden Offizier den gebelimen Befehl, daß er sich von der Anwesenheit der Neuvermählten überzeuge. Dieser Offizier wieder, gewöhnt dem Herzog und der Herzogin mit Höflichkeit und Achtung zu begegnen, begnügte sich mit der Versicherung des im Einverständnis mit seiner Herrschaft handelnden Kammerdieners, daß sie schliefen, und veruchte nicht weiter zu forschen. Inzwischen vermehrten neue Nachrichten die Besorgnis des Kommandanten so, daß er selbst hinging, sich zu überzeugen, das Zimmer öffnen ließ, eigenhändig die Vorhänge des Bettes zurückzog, es aber zu seinem Schrecken — leer fand.

Diese Begebenheit finden wir erzählt in „La Vie de Charles V., Duc de Lorraine et de Bar. Second Edition. 1691.“ mit dem beachtenswerthen Zusatz: „Den ersten April pflegt man in Lothringen leichtgläubigen Personen, die nichts argwöhnern, einen kleinen Betrug zu spielen. Man nennt es Aprilschicken. Die Sitte ist den Franzosen so bekannt, daß sie an diesem Tage, um nicht getäuscht zu werden, nichts glauben, was man ihnen sagte.“

Unter den englischen Schriftstellern findet man den Brauch des „In den Aprilschicken“ zuerst 1711 bei Addison im 46. und 47. Stück des „Zuschauer“ und Swift schickte seine Stella wirklich schriftlich in den April (S. Swifts Works, Stella).

Jedenfalls ist kaum anzunehmen, daß sich die Anstiftung des „In den April schicken“ von dem Herumschicken Christi von Herodes zu Pilatus herichreibe; vielmehr scheint der Brauch seine Entstehung dem unbeständigen Aprilwetter zu verdanken, dessen heller Sonnenschein uns häufig erst ins Freie lockt und dessen Schnee- und Regenschauer uns dann bald wieder in das Zimmer zurückwehen, uns sonach narren und unsere Hoffnung täuschen.

Schließlich sei hier noch einer Reihe historischer Aprilscherze und Aprilnarren gedacht: Auf dem Reichstage zu Augsburg (1530), auf welchem von der deutschen Nation Türkenhilfe und viel Geld gefordert wurde und wo man Religionsstreitigkeiten schlichtete und vieles andere, was nicht geschah, thun wollte, sollte auch das Münzwesen in Ordnung gebracht werden. Aber wegen so vieler und wichtiger Gegenstände konnte und wollte man nicht dazu kommen, sondern man setzte einen besonderen Münztag aus und zwar auf den ersten April. Dieser erste April war nun das Ziel vieler und großer Spekulationen. Aber der erste April kam und an einen Münztag wurde weiter nicht gedacht. Alle die Spekulanten, die sich auf den ersten April vertröstet hatten, hielt man für angeführte Narren, und so bekam der erste April im ganzen deutschen Reiche eine ganz eigenartige Bezeichnung: Fete tag der Narren. Auch von Bar Peter I. von Rußland, dem sogenannten Großen, sind einige Aprilscherze bekannt. Derselbe ließ einmal vor den Thoren seiner Residenz einen gewaltigen Holzstoß zusammentragen und denselben in der Nacht des ersten April anzünden. Als nun der Feuerchein weithin am Himmel sichtbar wurde, alle Glocken der Stadt Feuerlärm läuteten und der Trommellärm die Straßen durchzog, befahl Peter seinem Hofstaat, sofort Hilfe zu leisten und als derselbe auf der Brandstätte eintraf, wurde er vom Bar mit dem Rufe „April“ empfangen. Danach wurden alle in einem Babylon mit Grog und Punsch beiprätet.

Ein andrer mal ließ Peter — es war am 1. April 1719 — alle vornehmen Leute seiner Residenz ins Theater entbieten, dort die Kraftproduktionen eines deutschen Artobaten zu bewundern. Im Theater wurde die Kugler durch lange Vorbereitungen und Bauen aufs Höchste angespannt und ihre Geduld aufs Aeußerste auf die Probe gestellt und als sich endlich der Vorhang erhob, schwebte von der Decke eine Tafel über die Bühne herab mit dem Worte „April.“

Bunte Zeitung.

* Die Entdeckung einer merkwürdigen Höhle erregt in Korsika das größte Aufsehen. Eigentlich handelt es sich, wie die „Voss. Bta.“ schreibt, um eine Reihe von Höhlen bis zu einer Tiefe von 60 km. Der Eingang, etwa 2 km von dem Bahnhofe von Ponte Leccia, ist sehr eng und äußerst beschwerlich. Nachdem man jedoch einen niedrigen, schmalen Gang passiert hat, gelangt man in ein Felsengebilde, welches nach und nach bis zu einer Höhe von 20 m ansteigt. An diese Höhle schließt sich ein wahres Labyrinth von kleinen und großen Höhlen, welche durch niedrige und enge Gänge miteinander verbunden sind. Dieses forsitanische Internio hatte ein lagenhaftes Dasein. Einige forsische Hirten und Jäger wollen zwar diese Höhlenwelt auf Stunden beleuchten, allein vor Schreck und Schauer oder auch aus Furcht, den Ausgange nicht wiederzufinden oder wohl gar auf fürchterliche Ungeheuer zu stoßen, immer wieder schleunigst verlassen haben. Endlich gewann man einen beherzten Bergmann zu diesem Waagniß und stattete ihn mit Lebensmitteln auf acht Tage aus, sowie mit Wachsfadeln und allen sonstigen

Arbeitswerkzeugen, allein auch dieser konnte es nur fünf Tage aushalten und mußte von einer weiteren Verfolgung seines von ihm eingeschlagenen Weges in dieser ewig nächtlichen Finsterniß abstehen, nachdem er, immer tiefer in dieses fürchterlich graue Höhlenlabyrinth hinabflimmend, in steter Todesgefahr, von den Felsen in ein unsichtbares Grauß hinabzufürzen, auf einen See stieß, welcher ihm jedes weitere Vordringen unmöglich machte. Nach den mündlichen und graphischen Notizen des Bergmannes mußte sich dieser See am Vorgebirge La Revellata bei Cabi befinden und sein Wasser vom Meere aus erhalten, er also einen Weg von 40 km in dieser finsternen Höhlenwelt zurückgelegt haben. Bei genauester Nachforschung an der Küste vom Meere aus entdeckte man am Cap Revellata eine kleine Felsen-grotte in gleicher Höhe mit der Meeresfläche, welche jedoch niemals eines Menschen Fuß betreten und von welcher auch niemand wußte, so lange es eine Insel Korsika giebt, daß diese „Grotte des Kauschens“ unten am Meere in Verbindung stände oben mit der Höhle von Ponte Leccia. Nach allem ist anzunehmen, daß diese Höhle unten am Meere eine Länge von 60 km haben muß. Um diese Unter- und Wunderwelt Korsikas

geschickt von oben wie vom Meere aus lernen zu lernen, wird sich im Laufe dieses Sommers eine Gesellschaft von Gelehrten und Touristen in Njaccio zusammenfinden.

* **Die Erbin in tausend Nöthen.** Eine bejahrte Frau im Sageborner Breitenmoor wurde, wie man den „Dr. Ndr.“ aus Uhm schreibt, im Anfang voriger Woche zum dortigen Landrathsamt beschieden, um eine Erbschaft von 135,000 M. aus dem Nachlaß ihres Bruders in Empfang zu nehmen. Letzterer, ein Deutschamerikaner, war im vorigen Sommer zum Besuch seiner Heimath und der Bremer Ausstellung aus Amerika herübergekommen; er war erkrankt und in einem Bremer Krankenhaus verstorben. Auf die Frau entfielen 135,000 M., auf ihre an einen Anbauer in Breitenmoor verheiratete Tochter 4000 M. Als der Frau das Geld ausbezahlt werden sollte, weigerte sich dieselbe entschieden, das Geld anzunehmen. „Dat gifft to völe slechte Minchen; wenn ic dat Geld mitnehm, dann lat se mi im Moor dob. Wat idall ic of mit dat völe unglückliche Geld anfangen? Dat laten Se hier man in de Achmer Sparcaff belangen? Aber de Böter will ic of nich hebben, de lönt Se of glets hier behölen!“ Bei dieser Weigerung blieb sie entschrieben, und endlich erbarmte sich der Direktor der Sparcaff, der bei der Auszahlung der Erbschaft zugezogen war, der über die Erbschaft entsetzten Frau und verbrach ihr, das Geld für sie in Verwaltung zu nehmen. Schließlich bequeme sich die Frau doch noch, 54 M., welche nach Abzug verschiedener Kosten noch außer jener Summe für sie übrig blieben, mitzunehmen. „Dar heff ic lang'n noog an!“ meinte sie, bedankte sich für die Freundlichkeit des Herrn Landraths und des Herrn Sparcaffendirektors, der ihr die schwere Last vom Herzen genommen hatte, und kehrte frohlich ins Sageborner Breitenmoor zurück.

* **Das Opfer einer ungläublichen Mystifikation** ist Herr Henry Severs in Chicago, ein junger strebsamer Kaufmann, geworden. Im Juli vorigen Jahres war es Herrn Severs nach langen Kreuz- und Querfahrten endlich gelungen, im Hause eines reichen Kommissionärs eine einträgliche Stellung zu finden. Anstatt nun dieses unverhoffte Glück in Ruhe zu genießen, stürzte sich der leichtsinnige junge Mann bald in neue Gefahren, indem er auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Annonce eine Lebensgefährtin suchte. Da Severs über sein Alter, seine Statur und seine Vermögenslage sehr zufriedensstellende Angaben machen konnte, meldeten sich bald einige Duzend junge Damen, die es wagen wollten, sich mit ihm gemeinsam in den Strudel der Ehe zu stürzen. Seine Wahl fiel auf Fräulein Johanna Sebus, die sich in dem Briefwechsel, der sich zwischen den „Liebenden“ entspann, für eine direkte Nachschafolgerin der von Goethe so schön beimgungen Heldenjungfrau ausgab. Photographien wurden ausgetauscht, die Briefe wurden immer zärtlicher und leidenschaftlicher, und am 22. Febr. d. J. geschah das Unglück — Herr Severs führte Fräulein Sebus als seine rechtmäßige Gattin heim. Der Hochzeitschmaus war herrlich, und alles ging wunderschön; während des Desserts erhielt Frau Johanna Severs, geb. Sebus, jedoch ein Telegramm, das sie an das Krankenlager ihres Vaters rief, der gerade das Bedürfnis fühlte, in einem kleinen, drei Meilen von Chicago entfernten Städtchen zu sterben. Frau Johanna Sebus mußte unverzüglich abreisen, und in dem allgemeinen Schmerz ließ Herr Severs einen Notar holen und verbriefte seiner jungen Frau vor ihrer Abreise 3150 Dollars. Als ordnungsliebende Frau war sie nämlich eine große Freundin geregelter Vermögensverhältnisse und man konnte ja nicht wissen, ob nicht vor ihrer Rückkehr von den Begräbnisfeierlichkeiten auch Herr Severs das Theilliche segnen würde. Vorläufig segnete er jedoch nur seine Gattin in partibus, und traurig und geknickt machte sich diese auf den Weg. Doch schon am anderen Morgen kam sie wieder und forderte ihre — 3150 Dollars. Severs versprach, ihr das Geld in einigen Tagen zu geben, da er es erst von der Bank, bei welcher er es deponirt hätte, holen müsse. Auf diese Gröffnung hin gab Frau Johanna ihrem Herrn und Gebieter einige wohlgemeinte Ohrfeigen, und nun entspann sich zwischen den Ehegatten als angenehme Einleitung der Fittertwochen ein gemüthlicher Faustkampf. In der Hitze des Gezechts entdeckte Severs, daß die Frau eigentlich ein Mann sei. Diese Entdeckung schien die „Heldenjungfrau“ sehr zu geniren, denn sie machte sich schleunigst auf die Strümpfe im wahren Sinne des Wortes, indem sie dem angetrauten Gatten ein Paar zwölfwüßige Stiefelchen, ein Paar schwarze Beinleiber, einen falschen Popf, ein Schnürleibchen und ein Unterrockchen als Siegesbeute zurückließ.

* **Eine Schreckensfahrt.** Beim Dorfe Warwarowka im Gouvernement Woroneß trieb seit einiger Zeit ein Raubthier sein Unwesen, dem allmählig sämmtliche Dorfjunge zum Opfer fielen. Eines Abends fuhren zwei Bauern, fünf Weib von Warwarowka entfernt, den Waldrand entlang. Plötzlich sahen sie ein mächtiges gelbes Thier in lagenartigen Sprüngen auf sich loskommen. Während die verdutzten Bauern noch überlegten, was das wohl für ein Thier sein möge, warf sich dasselbe

bereits mit mächtigem Saße auf das Pferd. Der junge kräftige Hengst hatte die Gefahr aber längst bemerkt. Er sprang zur Seite, das angreifende Thier schlug die Gabelbeichel und stürzte dem Pferde unter die Füße. Wild auf bäumte der Hengst, dann schmetterte er die stahlharten Vorderhufe auf den Kopf des Feindes nieder. Das gelbe Ungeheum blieb nach dem fürchtbaren Schläge unbeweglich auf dem Schnee liegen. Die Bauern erschrocken sich jetzt von ihrem Schreck, luden das schwere Thier auf ihren Schlitten, setzten sich darauf und fuhren nachhause. Unterwegs kam das Thier allmählig wieder zu sich und begann sich unter den beiden Bauern ungemüthlich zu fählen. Letztere machten nun kurzen Prozeß und schlugen dem Ungeheum mit einem Feldstein den Schädel ein. Das Fell verkauften sie in Warwarowka für 1 Rubel 50 Kopeken. Sie ahnten weder den wahren Werth desselben noch die große Gefahr, in welcher sie geschwebt, denn das auf so merkwürdige Weise erlegte Raubthier war ein bengalischer Königstiger von 1,7 m Länge, der einer Menagerie auf der Station Usman der Koslow-Woroneß-Bahn entfangen war.

* **Beim Alibibeweis.** Richter: „Josef Blaustein, wo sind Sie Donnerstag von 2 bis 5 Uhr gewesen?“ — Angekl.: „Wo werd' ich gewesen sein? Im Café Spitzmann bin ich gewesen?“ — Richter: „Was haben Sie dort gemacht?“ — Angekl.: „Was werd' ich da gemacht haben? Von dem Simon Cohn hab' ich mir ausgeliehen 10 M.“ — Richter: „Und das hat von 2 bis 5 Uhr gedauert?“ — Angekl.: „Nu — pumpten Sie mal Simon Cohn an, Herr Rath!“

* **Eine moderne Gattin.** Lieutenant: „Da möchte ich Ihnen einen Wiß erzählen, gnädige Frau, aber er ist pikant, sehr pikant.“ — Frau (zu ihrem Manne): „Josef, geh' hinaus!“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— **Kleine Theater-Nachrichten.** Gustav Mahler, der gemäßregelte Direktor der kgl. Oper in Budapest, hat sich mit einer Tannhäuser-Aufführung in Hamburg sehr gut eingeführt. Er wurde nach jedem Akte stürmisch gerufen und nach Schluß der Oper wurde so stürmisch und andauernd nach Mahler gerufen, daß derselbe dreimal auf der Bühne erscheinen mußte. Die größte Ueberraschung aber harrte des neuen Dirigenten auf der Bühne selbst; Pollini bot ihm im Angefichte des durchschlagenden Erfolges beim Publikum aus freien Stücken um 2000 M. Jahresgehalt mehr, als vertragsmäßig vereinbart war, sodaß Herr Mahler von nun ab für eine neunmonatliche Saison 14,000 M. beziehen wird, wohl eines der größten Gehälter, das jemals einem Dirigenten in Deutschland zugetheilt wurde. Wiener Blätter melden, die Differenz zwischen dem ausgeglichen sein, welche zwischen Frau Wolter und der Direktion der dortigen Hofbühne aufgetaucht sind. Die Künstlerin wird noch im Laufe dieser Saison eine Hauptrolle in „Meister Manoli“ neu schaffen.

* **Auf Schneeschuhen durch Grönland.** Von Dr. Frithjof Nansen. Bisher erschienen 14 Bgn. (Verlagsanstalt und Druckerei M.G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.) Die zuletzt erschienenen reich illustrierten Lieferungen des bedeutenden Reiseverkes bieten wiederum außerordentlich viel Interessantes. So einformig dem Uneingeweihten eine monatelange Wanderung über endlose Eis- und Schneeflächen erscheinen mag, soviel Abwechslung an Freud und Leid — letzteres allerdings in überwiegender Menge — bot dieselbe unseren kühnen Grönlandsforschern, welche endlich, auf ihren Schlitten pfeilschnell dahinsiehend, das Land der ersehnten Westküste erblickten und sich — ein seltener Genuß — den ersten Tranf frischen Wassers wohlschmecken lassen können. Die Reisenden waren bisher auf Wasser angewiesen, welches sie aus Schnee sich dadurch selbst bereiten mußten, daß sie denselben in Blechgefäßen auf ihren eigenen Körpern zum Schmelzen brachten, gewiß eine etwas umständliche und bei mehr als 45° Celsius Kälte nicht sehr bequeme Beschaffung der notwendigen Flüssigkeit. Eine farbige Karte, das Aufnahmestück, den vorläufigen Endpunkt der Expedition darstellend, ist der 14. Lieferung als willkommene Ergänzung beigegeben.

* **Lehrbuch der Naturheilmethoden vom Standpunkt der Erfahrung und Wissenschaft,** herausgegeben von Dr. med. Max Böhm und Dr. med. Siegfried Böhm. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Original-Holzschritten. Verlag von Zerner & Zimmer in Chemnitz i. S. In Bgn. à 1 M. Erschienen Bgn. 1 (Die innern Erkrankungen).

* **Das Geheimniß des Orgelbauers.** Historischer Roman von Emil Böhm. Dresden und Leipzig, C. Neumanns Verlag, 1891. 3 M.